

A close-up portrait of Klaus Berger, an elderly man with grey hair, wearing a dark suit, a light blue shirt, and a grey and white striped tie. He is looking slightly to the left with a thoughtful expression, and his hands are visible at the bottom of the frame, gesturing as if in conversation.

Klaus Berger

Theologie als Abenteuer

Gespräche mit
Veit Neumann

echter

Klaus Berger

Theologie als Abenteuer

Gespräche mit Veit Neumann

Mit einem Vorwort

von Wolfgang H. Spindler OP

Klaus Berger

Theologie als Abenteuer

Gespräche mit Veit Neumann

Mit einem Vorwort
von Wolfgang H. Spindler OP

echter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2014

© 2014 Echter Verlag GmbH, Würzburg

www.echter-verlag.de

Umschlag: Peter Hellmund (Foto: KNA-Bild)

Satz: Hain-Team, Bad Zwischenahn (www.hain-team.de)

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN

978-3-429-03732-1 (Print)

978-3-429-04767-2 (PDF)

978-3-429-06182-1 (ePub)

Inhalt

Vorwort	9
1. Biographie ist Theologie und Theologie ist Biographie . . .	19
<i>Wozu eigentlich ein Buch mit Gesprächen?</i>	
2. In meiner Klasse war ich immer der einzige Katholik	21
<i>Wie junge Jahre das künftige Leben prägen sollten</i>	
Vorbild: „Mit Hingabe und Phantasie am Reich Gottes mitbauen“ 21 / Konservativität: „Mich treibt ein zukunftsfähiges Konzept von Kirche an“ 25 / Heimat: „Die Vergangenheit der Kindheit und Jugend ist immer in mir da“ 29	
3. Ich selbst wollte schon immer radikal sein	33
<i>Auf der Suche nach der Erfüllung im Studium</i>	
Frustration: „Die exegetischen Lehrer strahlten Lange- weile oder aktiven Unglauben aus“ 33 / Zeitdruck: „Ich wollte die Promotion nicht mitnehmen, sondern ich such- te den Tiefgang“ 36 /	
4. Hier gab es endlich die theologische Wissenschaft	43
<i>Das Verhängnis nimmt in München seinen Lauf</i>	
Irritation: „Die Leugnung jeder historischen Grundlage des Christentums“ 43 / Enttäuschung: „Was ihm selbst angetan worden war, tat er anderen an“ 45 / Bremse: „Er sagte, meine Arbeit sei häretisch, mir fehle der notwen- dige Antijudaismus“ 47 / Traufe: „Bei Ulrich Wilkens weiter weg von Bultmann, dafür aber näher an Hegel“ 53	

5. Es liegt am eigenen Horizont, ob man
dem Klüngel verfällt 55
Betrachtungen zur Theologie als Abenteuer
Bestätigung: „Von der Münchner Fakultät wäre nichts
anderes zu erwarten gewesen“ 55 / Nachwuchs: „Die
geeignetsten Leute sind oft gegangen oder wurden ge-
mobbt“ 57 / Zukunft: „Nicht in der Diözese Hildesheim
verschlissen werden“ 60

6. Lichtblick, Rettung, Alternative zum deutschen Mief 63
Unkonventionelles Intermezzo im holländischen Leiden
Minimalprobleme: „Mit den Studenten war ich sehr
glücklich“ 63 / Katholiken: „Als Erste den offiziellen
Atheismus mit dem Christentum versöhnt“ 65

7. Die Berufung scheiterte an einem Tauchsieder 69
*Von Studenten unterstützter „Sozialfall“
statt „Zauber des Anfangs“*
Grenzen: „Es ging darum, Neues Testament lehren zu
können und zu überleben“ 69 / Schulen: „Hinter Bult-
mann und Rahner stand der ‚große Anreger‘ Martin Hei-
degger“ 72 / Menschlich-Allzu-Menschliches: „In Heidel-
berg habe ich locker mithalten können“ 74 / Diskussion:
„Es gibt eigentlich keinen echten theologischen Streit
mehr in Deutschland“ 76

8. Aus der Wolle der exegetischen Einsichten
einen Pullover stricken 81
Fruchtbare Jahre in Heidelberg mit verschiedenen Theologien
Anderes: „Aus Prinzip habe ich über alles Vorlesung ge-
halten, auch über den Judas- und den zweiten Petrus-
brief“ 81 / Zusammenleben: „Begabte Studentinnen und
Studenten haben gekocht, ich selbst nicht“ 86 / Identität:
„Es ist das Schönste, wenn ich exegetisch nachdenke und
die tollsten Dinge finde“ 88

9. Der Angriff auf die Dialektische Theologie
 war doch humorvoll gemeint 93
*Heidelberger Ende: Vom Versuch,
 Klaus Bergers Wirkung auszulöschen*
 Netzwerk: „Ich verstehe mein Christsein keinesfalls
 konfessionalistisch verengt“ 93 / Beschwerde: „Bei Barth
 darf man die Frage, ob er Freude bereitet, gar nicht erst
 stellen“ 94 / Trübung: „Ein intelligenter Mensch, den
 man nicht gerne zum Gegner im Disput hat“ 101 / Hi-
 nauswurf: „Ich bin froh, dass meine Gesundheit keinen
 tödlichen Schaden genommen hat“ 105
10. So viele Schüler zu haben ist ein Privileg,
 das kein deutscher Kollege teilt 109
*Beglückende Stunden während der Arbeit
 mit den Promovenden*
 Pädagogik: „Ich habe meine Doktoranden immer
 hundertprozentig gefördert“ 109 / Mäßigung: „Es er-
 scheint mir wichtig, dass meine Schüler keine Ideologen
 sind“ 110 / Kontakt: „Man merkt es, wenn zu runden
 Geburtstagen nicht mehr gratuliert wird“ 114
11. In der Zeit des Niedergangs sollte man
 nicht allzu viel über Bord werfen 117
*Judentum, Exegese, Kirchengeschichte
 und der Unwille gegen das Christentum*
 Erfinder: „Das sind letztlich Hegels Schablonen aus dem
 19. Jahrhundert“ 117 / Vorurteil: „Nüchterne Betrach-
 tung und Ehrlichkeit haben immer noch Chancen“ 119 /
 Lehrer: „Ich habe viele protestantische Regionalbischöfe
 hervorgebracht, das genügt“ 121

12. Überängstliches Karrieredenken	
hinter dem Mangel an Offenheit	123
<i>Einen Blick für die wesentlichen Geheimnisse bekommen</i>	
Schaufel: „Am Strand verwende ich meine Zeit, um Städte aus Sand zu bauen“	123
Apokalypse: „Die Kirche als Gegenöffentlichkeit zu den politisch Mächtigen“	127
Rückschau: „Ich blicke überhaupt nicht zurück. Ich blicke nur nach vorne“	128
Personenregister	131

Vorwort

Die Krise der Kirche ist zuerst eine Krise der Bibelwissenschaft. Beinahe 200 Jahre sind ins Land gezogen, seit diese die Heilige Schrift und besonders das Leben Jesu „kritisch bearbeitet“ (David Friedrich Strauß). Die Wirkung ist verheerend. Indem sie in immer neuen Anläufen die historische Zuverlässigkeit biblischer Erzählungen und Personen in Frage stellt, untergräbt sie die Existenzgrundlage der christlichen Religion. Hierzulande meist an staatlichen Lehranstalten angesiedelt und mit kirchlichem Auftrag ausgestattet, beziehen ihre Vertreter Solde und Pensionen für ein fragwürdiges Geschäft. Keineswegs ist der Glaube in Europa „verdunstet“, wie in kirchlichen Kreisen verharmlosend behauptet wird, als ob wir es mit einem unvermeidlichen Naturereignis zu tun hätten. Nein, er wurde systematisch ausgehöhlt. Wozu das Selbstverständnis vieler – freilich nicht aller – Bibelwissenschaftler, das sich vom *depositum fidei* glaubte emanzipieren zu müssen, maßgeblich beitrug. Aus biblischer Geschichte wurden Geschichten, Ammenmärchen, religiöse Wunschprodukte. Die Christenheit *inmitten* der Geschichte der Antike, der Religionsgeschichte blieb lange Zeit unbeachtet. Erst die verspätete Debatte um die zwischen 1947 und 1956 gefundenen Schriftrollen bei Khirbet Qumran im Westjordanland leitete ein gewisses Umdenken ein. So wird deutlich: Mitnichten war die allseits bemühte „Naherwartung“ des *eschaton* das alles bestimmende, jedes Geschichtsbewusstsein tilgende Motiv der Alten Kirche.

Im Gegenteil: Das Christentum ist eine Religion, die wie keine andere auf Geschichte beruht. In ihrem Kern gründet es auf die feste Überzeugung, dass in einem bestimmten Augenblick der Geschichte des Kosmos der ewige Logos Gottes in einem Menschen namens Jesus von Nazaret „inkarniert“, das heißt „Fleisch“ (Joh 1,1.14), geschichtliche Person geworden ist. Gott wurde sterblich. Und die Person, die über den Gottmenschen das Todesurteil sprach, ist ebenso eine Gestalt der Geschichte: Pontius Pilatus, 26 bis 36 n. Chr. Präfekt der römischen Provinz Judäa. Damit sein Name nicht vergessen und der geschichtliche Kern des Christentums nicht

in eine mythologische Spekulation aufgelöst würde, hat man Pilatus in die *Magna Charta* dieser Religion, in das christliche Glaubensbekenntnis, aufgenommen. Wie aber soll man dies (und noch viel mehr!) glauben, gar sein Leben darauf bauen können, wenn die moderne Bibelauslegung zu dem Ergebnis kommt, es sei alles ganz anders gewesen, als der blanke Buchstabe verspreche? Wie noch an Jesus, an seine Auferstehung von den Toten glauben, wenn die Mehrzahl seiner Worte und Taten sich als „unecht“ beziehungsweise „spätere Gemeindebildung“ herausgestellt haben sollte? Wie ihm nachfolgen, wie zu ihm beten, wenn er sich – zum Beispiel – mit der Ankündigung des Reiches Gottes noch zu Lebzeiten seiner Zuhörer (nach Mk 9,1) komplett „geirrt“ haben sollte? Die Anzahl jener, die durch solche „Erkenntnisse“ der „aktuellen“ theologischen „Forschung“ den Glauben verloren haben, dürfte immens sein. Darunter auch Geistliche, die, wenn sie im Amt bleiben, ihren als Wissenschaft verbrämten Unglauben auf ihre Gemeinden streuen. Allein in meiner Verwandtschaft mütterlicherseits hatten von 16 Vettern und Basen vier ein Theologiestudium aufgenommen. Zwei brachen es infolge bohrender Zweifel vorzeitig ab, zwei fielen vom überlieferten Glauben ab, einer davon „glaubt“ jetzt, wie er sagt, an Friedrich Nietzsche. Familie, Gymnasium, Universität hatten ihnen nicht das Rüstzeug zu geben vermocht, mit dem man die Waffen der Kritik gegen diese selbst richten muss, will man den tatsächlichen Erkenntniswert moderner Bibelwissenschaft richtig einschätzen können.

Ihr Flaggschiff, die „historisch-kritische Methode“, ist ein typisches Produkt der (klassischen) Moderne. Wo sie religionsgeschichtliche Vergleiche zieht und die unterschiedlichen Texte des Alten wie des Neuen Testaments mit sprachwissenschaftlichen, also text- und literarkritischen, form-, redaktions- und traditions geschichtlichen Mitteln untersucht, zeitigt sie bisweilen staunenswerte Ergebnisse. Doch wie die Moderne selbst ist auch die „historisch-kritische Methode“ in die Jahre gekommen. Es konnte nicht ausbleiben, dass sie nach ihrem beipiello sen Triumphzug durch die theologischen Fakultäten selbst zum Gegenstand kritischer Untersuchungen wurde. Doch das Beharrungsvermögen etablierter Institutionen und *scientific communities*, zu denen die Mehrheitstheologen wie kaum eine andere Zunft zusammengeschweißt

sind, sorgt dafür, dass solche Arbeiten unterdrückt oder lächerlich gemacht werden. Ich erinnere mich gut, wie 1993 der Würzburger Ostkirchenkundler Hans-Joachim Schulz seine bahnbrechende, trotz „erhebliche(r) Einwände“ von Rudolf Schnackenburg, wie dieser im Vorwort schrieb, in die renommierte Herder-Reihe *Quaestiones disputatae* aufgenommene Studie über „Die apostolische Herkunft der Evangelien“ (3. Aufl. 1997) veröffentlicht hatte und das exegetische Establishment tat, was in der Wissenschaft seit jeher die tödlichste Waffe ist: es schwieg! Dabei zeigte das Buch – neben der Verortung der Evangelienentstehung in die liturgisch-anamnatische Praxis der frühen Christengemeinden –, was für Historiker und Altphilologen als längst ausgemacht galt: Die tragenden Prämissen, auf denen die moderne Bibelauslegung beruht, stammen aus der Mottenkiste des 19. Jahrhunderts, das wiederum rationalistische Engführungen der Aufklärung transportiert hat. Wunder beispielsweise konnte es nicht geben, weil sie dem mechanistischen Weltbild widersprachen. Berühmt geworden ist die Sentenz des protestantischen Bibeltheologen Rudolf Bultmann, der sein Entmythologisierungsprogramm 1941 so begründete: „Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben. Und wer meint, es für seine Person tun zu können, muß sich klarmachen, daß er, wenn er das für die Haltung des christlichen Glaubens erklärt, damit die christliche Verkündigung in der Gegenwart unverständlich und unmöglich macht.“ Dabei veranschaulichte Bultmanns Analogie, „existential“ betrachtet, kaum mehr, als dass der heideggernde Theologe Glühbirnen, Radiogeräte und Gerätemedizin noch Mitte des 20. Jahrhunderts für Wunder (der Technik) hielt.

Als besonders traditionalistisch erweist sich der *mainstream* der sog. biblischen Einleitungswissenschaft. Weil der (zweite) Tempel in Jerusalem bekanntlich im Jahr 70 n. Chr. zerstört worden ist, muss die Ankündigung Jesu, dass vom Tempel „kein Stein auf dem andern bleiben“ werde (Mk 13,2 parr.), als ein ihm von den Synoptikern Markus, Matthäus, Lukas nachträglich in den Mund gelegtes *vaticinium ex eventu* gewertet werden. „Die in Vers 2 enthaltene Prophetie läßt sich schwer-

lich auf Jesus zurückführen. Zu deutlich schildert sie den Zustand, den das Tempelgelände nach dem Römisch-Jüdischen Krieg bot“, schreibt der hochangesehene Münchner Exeget Joachim Gnilka in seinem Markus-Kommentar (4. Aufl. 1994). Will heißen: Markus lässt Jesus ankündigen, was in Wahrheit längst passiert ist – ein Täuschungsmanöver! Ebenso die Parallelen bei Matthäus und Lukas, die Markus als Quelle nutzen. Dabei fragt sich jeder unvoreingenommene Leser, warum die Synoptiker ebengerade *nicht* „schildern“, sprich: veranschaulichen oder näher darstellen, was bei der – angeblich bereits vergangenen – Tempelzerstörung *geschehen* ist. Warum werden nur die Trümmer erwähnt, wenn doch die Tempelzerstörung als geschichtliche Katastrophe katexochen in Einzelheiten beschrieben werden könnte? Warum lässt Markus Jesus nur wenige Verse später (13,14) dasselbe Ereignis noch einmal ankündigen, diesmal freilich in apokalyptischer Sprache (vgl. dazu Dan 9,27; 11,31; 12,11), und warum so eng verknüpft mit allerlei apokalyptisch-kosmischen Zeichen, die nach der Zerstörung des Tempels durch Titus offenkundig ausgeblieben sind? Längst sind viele weitere Fragen und Argumente nicht zuletzt von Historikern und Klassischen Philologen zusammengetragen worden, die das bibelwissenschaftliche Dogma von der Spätdatierung aller vier Evangelien „nach 70“ – das große *Tabu* schlechthin – und andere Scheingewissheiten erschüttern müssten. Vergebens! Selbst kirchenoffizielle Bibelausgaben halten am Unhaltbaren fest. Mancher wird einwenden: Spielt denn die Entstehungszeit überhaupt eine Rolle? Die Frage nach dem *terminus post quem* ist deshalb so dringlich, weil Spätdatierungen im Hinblick auf Jesus als historische Person Zeitzeugenschaft ausschließen. Sie bilden das Einfallstor für allerlei „Einschübe“, „Redaktionen“, „Hinzufügungen“ und – sagen wir es deutlich – Phantastereien angeblich von „Parusieverzögerung“ gelähmter Christen und anonymer „Autorenkollektive“, die zu unterstellen manche Exegeten offenbar ungestillte Lust verspüren.

Als Absolvent der Rechtswissenschaften wunderte ich mich schon in den ersten Semestern Theologie, wie hartnäckig hier an Vorurteilen und fraglich gewordenen Prämissen festgehalten wurde. Das wäre unter Juristen undenkbar gewesen. Immerhin lernte ich so das alte Subtraktionsverfahren kennen, bei dem „Schicht um Schicht“ verschiedene „Be-

arbeitungen“ vom Evangelienstoff abgetragen werden, bis etwa vom „Menschensohn“ des Bibeltextes historisch einigermaßen sicher übrigbleibt, dass er ein „Fresser und Säufer“ (Lk 7,34; Mt 11,19) war. Wie gut, dass Vergleichbares mit Autoren des 20. Jahrhunderts nicht angestellt wird! Ein kluger Studienrat demonstrierte einmal in einem Zeitungsartikel, wie viel das Schichtungsmodell, auf Franz Kafkas Roman „Der Prozeß“ angewandt, übrigließe. Nicht nur würde man wohl die Entstehung des Romans wegen des berühmten Anfangssatzes („Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet“) statt auf *vor* 1914 fälschlicherweise auf die Jahre 1933 ff. datieren; vor allem wäre man sich einig, dass die im Roman enthaltene „Türhüter-Parabel“ von einem „Redaktor“, sagen wir von Max Brod, später „eingefügt“ worden sei. Tatsächlich aber beweist das handschriftliche Originalmanuskript einwandfrei: Kafka hat den ganzen Text, von geringfügigen Retuschen abgesehen, in einem Zug geschrieben. Der Wechsel der Gattungen innerhalb des Werkes geht allein auf ihn zurück. Von mehreren Verfassern, gar einem „Kollektiv“ keine Spur!

Das Paradoxe daran ist: Die Verunsicherung, die durch einander ablösende und widersprechende Hypothesen im Laufe der Jahrzehnte verursacht wird, beruht auf einem Sicherheitsbedürfnis. Weil man der kirchlichen Überlieferung oft auch aus außerwissenschaftlichen, in der Biographie liegenden Gründen nicht (mehr) traut, sucht man anderswo Halt. Trotz brüchiger Grundannahmen wird der jeweils „neueste Stand der Forschung“ zur Ersatzautorität, ja zum Fetisch. Schizophrenien bleiben nicht aus. Ich kenne katholische Geistliche, darunter Professoren, die unter Aufzehrung ihres von der Mutter erworbenen Grundvertrauens einen Glauben praktizieren, dessen Wahrheitsgehalt sie vom „objektiv“-wissenschaftlichen Standpunkt aus bestreiten. Die Wechselbeziehung zwischen Kirche und (biblischem) Kanon ist gestört; die Einheit des Raumes, aus dem die Jesusüberlieferung hervorgegangen ist, in dem sie durch die Jahrhunderte transportiert und sinnvollerweise auch *interpretiert* wird, ist von Ideologien überfrachtet, wenn nicht ersetzt. Seitdem herrscht die Hermeneutik des Verdachts. Wie ehemals die Häresien verzerren heute die Ideologien das Bild des Guten Hirten, der